

Michael Domsgen

## Familie und Religion

### Zum Verhältnis von Familie, Kirche und christlichem Glauben

Vortrag auf dem Kongress „Mit Kindern neu anfangen!“ in Villigst am 19.9.2008

Die Familie steht seit einiger Zeit wieder im Blickfeld des Interesses. Und das ist gut so. Allerdings ergeben sich aus dieser neuen Aufmerksamkeit auch Schwierigkeiten. Eine grundlegende Schwierigkeit besteht darin, dass sich mit der Familie ganz unterschiedliche Wünsche und Projektionen verbinden und dabei das eigene Erleben, aber auch die eigenen Sehnsüchte eine große Rolle spielen. Deshalb will ich in einem ersten Schritt den Familienbegriff näher erläutern, damit klar ist, wovon wir reden und wovon nicht. Danach soll es um die Familie als Lernort des Glaubens gehen, also um den Beitrag der Familie zur Glaubensentwicklung. Wenn diese Grundlagen gelegt sind, möchte ich kurz das Verhältnis von Familie und Kirche unter die Lupe nehmen, um abschließend einige Punkte zur Profilierung einer christlichen Eltern- und Familienarbeit zu benennen.

#### 1 Was konstituiert Familie? – Plädoyer für ein pragmatisches Verständnis von Familie

Es gibt nicht *die* Familie. Es gibt nur *Familien*. Genau das macht die Angelegenheit so schwierig. Was ist das Gemeinsame unter all den verschiedenen Formen und Ausprägungen von Familie? Darauf gibt es unterschiedliche Antwortversuche. Und je nachdem, welche Begriffe gewählt werden, um Familien zu bezeichnen, lässt sich erkennen, welche Kriterien zugrunde gelegt wurden. Gilt beispielsweise die Ehe als grundlegend, wird zwischen Familien im eigentlichen Sinne und zwischen Wohn- und Lebensgemeinschaften von unverheirateten Menschen mit Kindern unterschieden. Richtet man sich nach der Mehrheit der vorfindli-

chen familialen Lebensformen, spricht man von der Normalfamilie und in Abgrenzung dazu von unvollständigen Familien.

## 1.1 Familiensoziologische Perspektiven

Die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz nennt drei Kriterien, durch welche sich die Familie von anderen Lebensformen unterscheidet, und zwar in allen Kulturen und zu allen Zeiten<sup>1</sup>:

1. die biologisch-soziale Doppelnatur aufgrund der Übernahme der Reproduktions- und zumindest der Sozialisationsfunktion,
2. ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis (vgl. hier die spezifische Rollenstruktur) und
3. die Generationsdifferenzierung.

Entscheidend für Familie ist, dass hier zwei Generationen beieinander sind, bei der die ältere gegenüber der jüngeren ein pädagogisches Verhältnis eingeht. Ob dann Kinder (und Eltern) leiblich sind oder nicht, ist nicht grundlegend. Auch die gemeinsame Haushaltsführung ist kein ausschließliches Kriterium. Entscheidend sind die Generationenbeziehungen, die sich in der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung konkretisieren. Diese implizieren ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, das sich in unterschiedlichen Familienformen konkretisieren kann.

*„Der zentrale soziale Sachverhalt, der mit dem Begriff der Familie zum Ausdruck gebracht wird, liegt also darin, dass die Generationendifferenzierung durch die Übernahme und das Innehaben einer Mutter- und/oder Vater-Position im Lebensalltag des Kindes generiert wird.“<sup>2</sup>*

Die besondere Aufgabe der Familie liegt in der absichtsvollen Einflussnahme der älteren auf die jüngere Generation. Auch an anderen Orten – z.B. in der Schule

- 1 Vgl. Rosemarie Nave-Herz, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt 2002, S. 15.
- 2 Karl Lenz, Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen, in: Friedrich W. Busch, Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.), Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung, Oldenburg 2005, S. 9–31, 16.

oder der Kirchengemeinde – versucht die ältere auf die jüngere Generation einzuwirken. Aber die Familie unterscheidet sich deutlich von den anderen Orten, weil sie viel früher prägend wirkt, weil in ihr – viel stärker als in der Schule oder der Gemeinde – die ganze Persönlichkeit zum Tragen kommen kann und weil Inhalte sofort rückgekoppelt sind an Verhalten. In der Familie wird primär über Beziehungen gelernt.

Die Lebensaufgabe eines Menschen besteht darin, ...

*„Autonomie zu gewinnen, indem er in Einbindung und Ausgrenzung zur Umwelt in deren dreifachem Sinn von Gegenständlichkeit, sozialen Beziehungen und Umgreifendem schlechthin sich selbst gewinnt, dieses Verhältnis zunehmend gestaltet und symbolisch ausformt.“<sup>3</sup>*

Grundlegend dafür ist Vertrauen: Vertrauen zu sich selbst, Vertrauen zu den Menschen, Vertrauen zum Leben insgesamt. Die Familie hat hier Bedeutsames beizutragen. Dabei ist das Familienklima, also die Gestaltung der familialen Beziehungen hier besonders wichtig.

In diesem Sinne sind Familien Vertrauensbiotope. Ich verwende diesen Begriff hier nicht im idealisierenden Sinn von Familie als heiler Welt im Gegensatz zur rauen Welt draußen. Auch die Frage einer bestimmten Rollenaufteilung für die Zeit der frühkindlichen Erziehung ist damit nicht beantwortet. So wie Biotope als räumlich abgegrenzte kleine Einheiten nicht losgelöst von den Einflüssen des gesamten Ökosystems existieren, so bleiben auch Familien nicht unberührt von sich wandelnden gesellschaftlichen Einflüssen. Familie agiert relativ autonom, d.h. sie wird von ihrer Umgebung geprägt, setzt aber nicht alles eins zu eins um, sondern verarbeitet die Impulse aus dem sie umgebenden Kontext familienspezifisch. Deshalb ist von vornherein das familiäre Umfeld mit zu bedenken und darüber zu reflektieren, wie Familien ihrer Aufgabe, Vertrauensbiotope zu sein, gerecht werden können. Familie ist also nicht statisch, sondern dynamisch zu sehen. Sie ist nicht das Flaggschiff, das unbeirrt seine Bahnen zieht. Sie ist kein Gegenpol der Gesellschaft, in dem beispielsweise christlicher Glaube überdauern könnte, auch wenn sich die Gesellschaft tiefgreifend gewandelt hat.

3 Hans-Jürgen Fraas, Die Religiosität des Menschen. Ein Grundriß der Religionspsychologie, Göttingen <sup>2</sup>1993, S. 157.

So wie sich die Gesellschaft insgesamt wandelt, wandelt sich auch die Familie. Einige grundlegende Wandlungstendenzen seien kurz benannt, z.B.

- dass der Verbindlichkeits- und Verpflichtungscharakter der Ehe deutlich abnimmt,
- dass die Familieneinheiten kleiner werden,
- dass die Pluralisierung der familialen Lebensformen zunimmt,
- dass die Bedeutung der außerfamilialen Kinderbetreuung wächst
- und dass die strukturellen Schwierigkeiten, mit denen Familien zu kämpfen haben, nicht kleiner werden.<sup>4</sup>

Allerdings wäre es falsch, von einem Verfall der Familie zu sprechen. Im längeren historischen Vergleich zeigt sich vielmehr eine „Wiederkehr der Vielfalt“ bzw. eine „Wiederkehr der Unbeständigkeit“<sup>5</sup>. Schon vor und zu Beginn der Industrialisierung gab es eine große Vielfalt von familialen Lebensformen. Das hing mit den in der Regel kürzeren Lebenszeiten der Eltern sowie den schlechteren ökonomischen Bedingungen zusammen. Heute sind es andere Faktoren, die die Pluralität und Unbeständigkeit bedingen. Deshalb zeigt sich der Wandel in genau diesen Faktoren und nicht in den Tatbeständen größerer Vielfalt und Unbeständigkeit.

In einem zentralen Punkt überwiegt im familialen Bereich ein Kontinuum. Mit Familie verbindet sich der Gedanke der Beständigkeit. Das Ehesystem – oder allgemeiner formuliert: die Partnerbeziehung – kann sich auflösen, „das Eltern-Kind-System nicht ... Es kann lediglich seine Form verändern.“<sup>6</sup> Mit „Familie“ wird eine besondere Form der Beziehung beschrieben, die sich im Lebensalltag manifestiert.

4 Vgl. die knappe Zusammenstellung der Entwicklungen im familialen Bereich bei Michael Domsgen, Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird. Zur Bedeutung der Familie für die Theologie – Überlegungen aus religionspädagogischer Perspektive, in: ThLZ 131 (2006), S. 468–486.

5 Trutz von Trotha, Zum Wandel der Familie, in: KZfSS 42 (1990), S. 452–473, 453, 455.

6 Rosemarie Nave-Herz, Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in Deutschland, in: dies., 2002 (Anm. 39), S. 45–70, 63. Zur Kritik an dieser These vgl. K. Lenz, 2005, S. 17.

## 1.2 Biblisch-theologische Perspektiven

Unter religionspädagogischer Perspektive ist diese Stärkung des Eltern-Kind-Verhältnisses sehr genau zur Kenntnis zu nehmen, bietet sich hier doch einer der wenigen direkten Anknüpfungspunkte an die biblisch-theologische Tradition.

Die Bibel kennt keinen unserem heutigen Verständnis von Familie entsprechenden Begriff. Schon deshalb ist es nicht ohne weiteres möglich, biblische Aussagen zur „Familie“ zu formulieren. In der Bibel wird der Terminus „Haus“ verwendet. Der ist viel weiter gefasst als unser heutiger Familienbegriff. Weder im Alten noch im Neuen Testament ist von Familie im Sinne einer bestimmten Familienform die Rede. Die verwendeten Termini mit der Konzentration auf das gemeinsam bewohnte Gebäude (Wohnhaus) lassen vielmehr darauf schließen, dass „man von der Erfahrungs- und Lebenswirklichkeit her dachte“<sup>7</sup>. Gleichzeitig spielt das familiäre Zusammenleben jedoch eine große Rolle für die Beschreibung der Gottesbeziehung. Familientheoretisch interessant ist, dass im Alten Testament die Beziehung Gottes zu seinem Volk vornehmlich in Metaphern formuliert wird, die aus dem familialen Bereich stammen. Menschliche Erfahrungen von Liebe und Treue dienen als Verstehenshorizont für die Gottesbeziehung – nicht umgekehrt. Der biblische Befund unterstreicht den Zusammenhang zwischen Familien- und Gottesbeziehung. Dabei sind die familialen Beziehungen an sich nicht heilsrelevant, aber sie dienen der Verdeutlichung des Heilsgeschehens, indem die Beziehung zwischen Gott und Mensch in den Kategorien von „Vater“, „Mutter“ oder „Bruder“ beschrieben und damit anschaulich wird.

Trotz dieser außerordentlich großen Bedeutung der familialen Gemeinschaftsform des Hauses stellt sie keinen Letztwert an sich dar. Das lässt sich bereits im Alten Testament erkennen und wird im Neuen Testament in aller Deutlichkeit betont. „In das Himmelreich, in die Nachfolge Jesu werden die Einzelnen berufen.“<sup>8</sup>

Eine Vergöttlichung der Familie ist damit ausgeschlossen. Auch wenn die konkreten Strukturen familialen Zusammenlebens an sich nicht heilsrelevant sind, wird die Gestaltung des familialen Lebens dadurch nicht automatisch ins Belieben gestellt.

7 Hans-Josef Klauck, Die biblische Familie – eine Fehlanzeige?, in: Lebendige Katechese 21(1999), S. 80–84, 81.

8 Ernst Dassmann, Zeugnis des Glaubens: Familienleben in frühchristlicher Zeit, in: Leb-  
Zeug 49 (1994), S. 21–36, 27.

Das wird beispielsweise an der Position Jesu zur Frage der Ehescheidung deutlich, wo er im Falle einer bereits eingegangenen Ehe gegen die Scheidung plädiert. Das ist durchaus im Sinne der Stärkung des familialen Zusammenlebens zu interpretieren. Diese Richtung findet sich auch in den anderen neutestamentlichen Schriften, vorwiegend in den deuteropaulinischen Briefen, wo dem geordneten Zusammenleben der Familienmitglieder eine besondere Bedeutung beigemessen wird.

In der Summe zeigt sich also ein Nebeneinander zweier deutlich voneinander zu unterscheidender Botschaften, die in einer „gewissen Spannung“<sup>9</sup> zueinander stehen. Der Ruf, das Zusammenleben in der Hausgemeinschaft angesichts des nahenden Gottesreiches aufzugeben, stand neben der Aufforderung zur Stärkung des familialen Zusammenlebens. Es gibt keine Form der Familie, die kurzschlüssig mit dem „Willen Gottes“ gleichzusetzen wäre. Aber die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern sind von einer solchen Bedeutung, dass ohne sie Aussagen über Gott und sein Verhältnis zu den Menschen anscheinend nicht ausreichend verstanden werden können. Die Beschreibung des „himmlischen Vaters“ kann nicht losgelöst von den Erfahrungen mit den „irdischen“ Vätern und Müttern gesehen werden.

Dieser Zusammenhang wird auch durch die religionspsychologische Forschung klar belegt: Die Prägung des familialen Zusammenlebens hat einen entscheidenden Einfluss auf das Verständnis Gottes und die Profilierung des eigenen Glaubens.<sup>10</sup> In diesem Sinn sind die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Familie von hoher theologischer Relevanz. Sie sollten deshalb möglichst genau zur Kenntnis genommen werden.

*Ich fasse zusammen:* Für Familie ist das pädagogische Verhältnis zwischen der älteren und der jüngeren Generation maßgeblich. Besonderes Augenmerk ist deshalb auf die Gestaltung dieses Verhältnisses zu legen. Genau an dieser Stelle ergeben sich Anknüpfungspunkte an die biblisch-theologische Tradition. Die

9 H.-J. Klauck, 1995, S. 23.

10 Zum Einfluss der Eltern auf die Religiosität ihrer Kinder vgl. z.B. Hartmut Beile, Kinder glauben anders. Religiosität in der Familie aus entwicklungspsychologischer Sicht, in: Albert Biesinger, Herbert Bendel (Hrsg.), Gottesbeziehung in der Familie. Familienkatechetische Orientierungen von der Kindertaufe bis ins Jugendalter, Osfildern 2000, S. 44–72.

Beziehungen in der Familie scheinen in besonderem Maße dafür geeignet zu sein, das Verhältnis Gottes zu den Menschen plausibel zu machen. Entscheidend sind dabei die vorfindlichen familialen Beziehungen, die zur Plausibilisierung des Gottesverhältnisses herangezogen werden können, ohne dass sie einer bestimmten Norm entsprechen müssten.

## 2 Die Familie als Lernort des Glaubens – Von der Notwendigkeit einer differenzierenden Betrachtung

Dass Familie für die Entwicklung des Glaubens eine besondere Rolle spielt, ist bereits deutlich geworden. In welcher Weise Familie als Lernort des Glaubens wichtig ist, soll nun bedacht werden. Dazu ist es notwendig, dass wir uns zuerst Gedanken über die Zielrichtung religiöser Erziehung machen. Religiöse Erziehung – und insbesondere diejenige im christlichen Glauben – beschränkt sich nicht nur auf die Weitergabe von Glaubensinhalten. Sie basiert vielmehr auf der menschlichen Grunderfahrung, unbedingt erwünscht und angenommen zu sein.

Religiöse Erziehung vermittelt „eine bestimmte Einstellung zur Welt und zum Leben insgesamt“<sup>11</sup>. Deshalb sind die Grenzen zwischen religiöser Erziehung und der allgemeinen Persönlichkeitsentwicklung fließend. Religion ist eine „identitätsstiftende Praxis ... , die ... konstitutiv am Aufbau des Subjektseins beteiligt ist“<sup>12</sup>. Es geht also nicht nur um die Vermittlung von religiösen Praktiken und Vorstellungen, sondern um die Entwicklung einer Persönlichkeit, die sich bejaht weiß und deshalb frei entfalten kann. Bernhard Grom formuliert deshalb völlig zu Recht: „Glücklichsein, Lebenszufriedenheit, Sinnorientierung und Zukunftshoffnung charakterisieren durchaus das Leitziel christlicher Erziehung, sofern diese (auch) vom Glauben her dazu motivieren soll.“<sup>13</sup>

11 Norbert Mette, Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung. Vorbereitende Studien zu einer Religionspädagogik des Kleinkindalters, Düsseldorf 1983, S. 235.

12 A.a.O., S. 250. Religion liefert nicht per se einen positiven Beitrag zur Subjektwerdung des Menschen. Vgl. Gunter Klosinski, Wann ist religiöse Erziehung gelungen? Anmerkungen eines Kinder- und Jugendpsychiaters, in: WzM 57 (2005), S. 179–190.

13 Bernhard Grom, Religionspädagogische Psychologie des Kleinkind-, Schul- und Jugendalters, Düsseldorf 52000, 18 f. (im Original teilweise kursiv).

Religiosität ist Denken, Erleben und Handeln, sie ist ein mehrdimensionales Persönlichkeitsmerkmal.<sup>14</sup>

## 2.1 Implizite und explizite religiöse Erziehung

Nimmt man diese Grundbestimmung ernst, wird deutlich, dass zwischen einer impliziten und einer expliziten religiösen Erziehung zu unterscheiden ist. Vor allem in den ersten Lebensjahren – aber nicht nur! – geht es wesentlich darum, den Kindern Erfahrungen zu ermöglichen, die auf den ersten Blick gar nicht nach religiösen Erfahrungen aussehen, die aber dennoch dafür sorgen, dass die Wörter und Bilder unserer Kinder reich an Vorstellungen, Erinnerungen und Hoffnungen werden, die sie für die Verkündigung unseres Glaubens erst ansprechbar machen. Auf diese Weise kann ein Erfahrungsfundus gebildet werden, der dazu verhilft, explizit religiöse Aussagen zu deuten und emotional positiv nachzuempfinden. Die Religionspsychologie spricht davon, dass hier das, was später unter Gott vorgestellt wird, vorstrukturiert wird.

*„Damit sind die ersten Bezugspersonen, in der Regel also die Eltern, bestimmend für die spätere Gottesvorstellung. Auch spätere Letzt-Instanzen säkularen Charakters leben von frühkindlichen Bildern: ‚Sie hat uns alles gegeben, Sonne und Wind, und sie geizte nie. Wo sie war, war das Leben; was wir sind, sind wir durch sie: Die Partei, die Partei, die hat immer recht‘ (L. Fürnberg).“<sup>15</sup>*

Darüber hinaus sind Kinder darauf angewiesen, dass ihnen die religiöse Dimension explizit eröffnet wird. „Kein Kind erfindet Gott, aber jedes ist bereit, an ihn zu glauben“<sup>16</sup>, formuliert Hans-Jürgen Fraas. Kinder benötigen Deutungsmuster und Praktiken, die Transzendenz benennbar und erfahrbar machen.<sup>17</sup> Um zu einer christlichen Gottesvorstellung zu kommen, braucht das Kind ein entsprechendes Angebot. Besonders wichtig sind hier Riten, vor allem das Gebet, aber auch Erzählungen.

14 Vgl. B. Grom, 2000, S. 19.

15 H.-J. Fraas, 1993, S. 190.

16 A.a.O., S. 192.

17 Vgl. Michael Domsgen, Mit Kindern von Gott reden – wie kann man das?, in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 57 (2005), Heft 3, S. 272–284.

*„Das Angenommensein durch den bergenden, liebenden Gott, das Bewahrtsein in der Exodus-Problematik, der die Ablösung des Kindes von der Mutter entspricht, und schließlich die durch das Kirchenjahr bedingten Stoffe werden die wichtigsten Themen darstellen ... Die Erzählungen von Gott sprengen die Erfahrung mit den Eltern, weil sie ihrem Offenbarungscharakter neue Elemente einbringen, die weder aus der Umwelt, noch aus dem psychischen Innenraum ableitbar sind.“<sup>18</sup>*

Was passiert, wenn Kindern Gott nicht angeboten wird? Fraas verweist unter religionspsychologischer Perspektive darauf, dass exakte Untersuchungen darüber fehlen. Für ihn ergeben sich drei Möglichkeiten:

1. Ohne ein explizit religiöses Angebot kann die Ablösung von den Eltern erschwert werden. „Anstelle Gottes als Gewähr für selbständiges Selbst kann eine mehr oder weniger starke Elternbeziehung bestehen bleiben ...
2. Beim Fehlen eines Bezugspols, der die Elternbindung zu ersetzen beginnt, kann es zu einer Fixierung auf das Ich-Ideal kommen. Das hieße, dass sich ein narzisstisch gestörter Charakter bildet (Selbstüberschätzung/Selbstverzweiflung) ...
3. In Ermangelung des Gegenüber Gottes schafft das Kind einen (unangemessenen) phantasierten Bezugspol für eine Selbst-Stabilisierung. Entsprechende Angebote werden in den Medien gemacht: Supermann, ‚the masters of the universe‘ und dergleichen.“<sup>19</sup>

Für andere Sozialisationsinstanzen ist beim Fehlen entsprechender positiver Primärerfahrungen zu beachten, dass ein Verweis auf Gott allein nicht genügt. Vielmehr muss er begleitet sein durch das Angebot neuer sozialer Erfahrungen des Angenommenseins.

Gott gelangt für das Kind nur im Zusammenhang mit einer bestimmten kommunikativen Praxis zur Sprache. Wesentlich dafür sind die prägenden Personen. Die Inhalte haben einen nachgeordneten Stellenwert. Dies gilt im Übrigen nicht nur für die Familie, sondern auch für andere Lernorte wie beispielsweise die Kirchengemeinde.

Sozialisations-theoretisch gesehen kann explizite religiöse Erziehung nur im Kontext gelungener impliziter religiöser Erziehung agieren. Sie basiert auf der impliziten religiösen Erziehung und ist in sie eingebettet. Beides ist also begrifflich zu unterscheiden, darf jedoch nicht voneinander getrennt werden.

18 H.-J. Fraas, 1993, S. 192.

19 A.a.O., S. 193.

Eltern stehen demnach vor einer zweifachen Aufgabe, dem Kind Vertrauen zu sich selbst und in das Leben zu vermitteln sowie die religiöse Dimension explizit zu machen. Religion muss erkennbar und erfahrbar sein, damit die Erfahrungen impliziter religiöser Erziehung auf Dauer gestellt und damit die Persönlichkeit gefestigt werden kann.

## 2.2 Was leisten Familien als Lernorte des Glaubens heute noch?

Die Differenzierung zwischen impliziter und expliziter religiöser Erziehung verhilft dazu, die Möglichkeiten und Grenzen familialer religiöser Erziehung heute zu benennen, ohne gleich in das Lamento vom Ausfall religiöser Erziehung einstimmen zu müssen.

Die vorangegangenen Überlegungen haben deutlich gemacht, dass die Familie in einzigartiger Weise eine spürbare und erfahrbare Annahme der eigenen Person mit der Explizierung der religiösen Dimension im Reden und Tun verbinden kann. Das ist die große Chance innerhalb der Familie. Aber wird diese Chance auch genutzt? Wie steht es um die religiöse Erziehung in unseren Familien?

Implizite religiöse Erziehung im Sinne einer dem Kind zugewandten Erziehung findet sich in heutigen Familien wesentlich stärker als früher. Der größtenteils anzutreffende kindorientierte Erziehungsstil ist dafür durchaus förderlich. Noch nie waren deshalb für die Mehrheit die Voraussetzungen so günstig, dass sich das Kind als angenommen und erwünscht erleben kann. Noch nie in der Geschichte Deutschlands hat es so viele Eltern gegeben, die sich für ihre Kinder einsetzen und sich in hohem Maße mit Erziehung auseinandersetzen.

Allerdings gibt es auch Hemmnisse, die diese Entwicklung erschweren. So ist damit zu rechnen, dass ca. ein Drittel der Familien dem kindorientierten Erziehungsziel nicht folgt. Zu der Gruppe gehören mehr geschiedene und alleinerziehende Elternteile sowie Mehrelternfamilien, also Mütter und Väter mit neuen Partnern und ggf. deren Kinder. Außerdem zeichnen sie sich durch einen geringeren Sozialstatus aus. Ein weiteres Drittel der Eltern dürfte mit Erziehungsproblemen im Großen und Ganzen recht gut zurechtkommen, hat aber bei einzelnen sich zuspitzenden Konflikten Bedarf an Unterstützung.

Gleichzeitig schränken strukturelle Hindernisse als permanente Bedrohung die Herausbildung von grundlegendem Vertrauen in das Leben ein. Zu erinnern ist hier an den Straßenverkehr oder auch an ökonomische Schwierigkei-

ten. Ebenfalls hinderlich ist die – besonders in Ostdeutschland – anzutreffende Tendenz, Kinder von vornherein auf Anpassung hin festzulegen. Auch die beiden Extreme Überbehütung von Kindern und überzogene Anforderungen an Kinder sind zu nennen.<sup>20</sup>

All das sind Hindernisse, die einer impliziten religiösen Erziehung entgegenstehen oder sie zumindest beeinträchtigen können. Die größten Schwierigkeiten ergeben sich jedoch bei der expliziten religiösen Erziehung. Sie findet in Westdeutschland bei der Mehrheit der Familien als hinweisende Erziehung statt und fällt praktisch bei dem Großteil der ostdeutschen Familien ganz aus. Gleichzeitig mangelt es an religiöser Ausdrucksfähigkeit in denjenigen Familien, die noch ein Verhältnis zu Religion haben.

Dabei stellt die mangelnde außerfamiliale Stützung in Sachen Religion ein gravierendes Hindernis dar. Positive Impulse und Anregungen werden kaum noch von außen gegeben. Die Familien sind in dieser Hinsicht weitgehend auf sich selbst verwiesen. Explizite religiöse Erziehung ist jedoch in starkem Maße von dem Umfeld abhängig, in dem sie geschieht. Die Prägung des gesellschaftlichen Raumes ist von herausragender Bedeutung. Wird es durch ein weitgehend areligiöses Klima bestimmt, sinkt die Wahrscheinlichkeit einer explizit religiösen Erziehung.

*Ich fasse zusammen:* Wer die Familie als Lernort des Glaubens betrachtet, hat beide Dimensionen, sowohl die implizite wie die explizite religiöse Erziehung zu bedenken. Dabei ist eine Stärkung der allgemeinen Erziehungskompetenz genauso in den Blick zu nehmen wie die Fähigkeit zur Explizierung des Glaubens. Zudem kann es einem nicht gleichgültig sein, in welchem Kontext Familien agieren.

20 Vgl. Elli Jonuz, Andre Bornhöfft, Jede Familie ist anders, in: Sigrid Tschöpe-Scheffler (Hrsg.), Perfekte Eltern und funktionierende Kinder? Vom Mythos der „richtigen Erziehung“, Opladen 2006, S. 31–44.

Familie ist eine grundlegende Sozialisationsinstanz – auch für die Entwicklung von Glauben. Ich habe vorhin von Familien als Vertrauensbiotopen gesprochen. Dieses Stichwort lässt bereits anklagen, worum es dabei geht: um die Ausbildung einer Persönlichkeit, die sich angenommen weiß und Vertrauen ins Leben hat.

Doch welche Rolle spielen dabei die Kirchen? Wo berühren sich Kirche und Familie?

Eine entsprechende Analyse<sup>21</sup> zeigt, dass Familie und Kirche vor allem dort zusammen kommen, wo mindestens ein Elternteil einer christlichen Kirche angehört und den Kontakt zur Kirche zu halten versucht. Da, wo diese institutionelle Verbindung durch die Kirchenmitgliedschaft unterbrochen wurde oder nie bestand, ist ein Brückenschlag zwischen den beiden Systemen Familie und Kirche deutlich schwieriger. Je größer die Distanz zur Kirche ist, desto unwahrscheinlicher werden christliche Positionen. Das zeigen die Unterschiede zwischen den schon immer Konfessionslosen und den aus der Kirche Ausgetretenen deutlich. Bei den schon immer Konfessionslosen spielt eine kirchlich bzw. christlich geprägte Praxis kaum noch eine Rolle. Vor allem in Ostdeutschland hat sich eine Feierkultur herausgebildet, die gänzlich ohne einen Transzendenzbezug auskommt und von der breiten Masse der Bevölkerung praktiziert und akzeptiert wird (das zeigen die Teilnahmezahlen zur Jugendweihe deutlich). Grundsätzlich gilt, dass der Einfluss der Kirchen auf die Religiosität in der Familie in den letzten Jahrzehnten deutlich zurückgegangen ist. Er ist zwar immer noch von Bedeutung, doch sind es nicht mehr die Kirchen, die hier die Maßstäbe setzen, sondern die Familien, die in Eigenregie die kirchlichen Angebote nutzen, ihren Bedürfnissen, Interessen und ihrer Autonomie entsprechend.

Familienreligiosität hat einen deutlich pragmatischen Charakter. Sie profiliert sich auf der Grundlage der vorhandenen Familientraditionen und den Anforderungen des Alltags.<sup>22</sup> Das alles geschieht weitgehend unreflektiert. Maßstab kirchlicher Partizipation ist die alltagspraktische und lebensgeschichtliche Relevanz religiöser Angebote. Religiöse Inhalte werden übernommen, soweit sie geeignet erscheinen, die individuelle Lebensausrichtung zu unterstützen. Unter

21 Vgl. Michael Domsgen, Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie, Leipzig 2006, S. 112–192.

22 Vgl. Ulrich Schwab, Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen, Stuttgart/Berlin/Köln 1995.

der Familienperspektive ist die Stützung familialer Gemeinschaft von besonderer Bedeutung. Dabei geht es in erster Linie um die Begleitung von lebensgeschichtlich verunsichernden Situationen (an den großen Lebensübergängen wie Geburt und Tod, aber auch an den kleinen wie der Einschulung oder der Konfirmation) und die Stärkung der familialen Interaktion (z.B. beim weihnachtlichen Kirchgang). Die rituelle Dimension spielt hier eine bedeutende Rolle. Dabei finden die öffentlichen Riten, also die gottesdienstlichen Handlungen eine große Akzeptanz. Aber auch das Gebet als Form privater religiöser Praxis ist nicht unwichtig, doch vermeidet hier das Gros der Kirchenmitglieder die äußere Erkennbarkeit. Leider wissen wir nicht, ob das abendliche Gebet im Rahmen des Zu-Bett-Geh-Rituals davon auch in diesem starken Maße betroffen ist. Denn gerade diese Form des abendlichen Betens in der Interaktion zwischen Eltern und Kind hat lebensgeschichtlich eine außerordentlich große Bedeutung.

Religionspädagogisch ist das Zurücktreten erkennbarer Formen religiöser Praxis in der Familie von weitreichender Bedeutung, weil dadurch das religiöse Lernen am Modell im familialen Alltag immer schwieriger wird.

Insgesamt ist eine Tendenz zur Privatisierung zu erkennen. Religion ist „Privatsache“. Der Einzelne formt sich seinen Glauben aufgrund seiner persönlichen Bedürfnisse und lebensgeschichtlichen Vorgaben, die zum großen Teil familial bestimmt sind. Dies alles geschieht weniger auf der intellektuellen Ebene, also in bewusster reflexiver Auseinandersetzung, sondern unbewusst emotional. Festgemacht wird das oft an Vorbildern aus dem Familienkreis (Mutter, Vater, Großeltern).

Dem Gros der Familien mit einem oder beiden christlichen Elternteilen geht es im Zusammenhang mit kirchlicher Religiosität um einen „Lebensrahmen für Weltorientierung, Handlungsleitung und Schicksalsbewältigung“<sup>23</sup>, der kirchenjahreszyklisch und lebenszyklisch ausgerichtet ist. Dabei hat sich die Rahmenfunktion der Kirche sowohl für die Gesellschaft als Ganzes wie für den Einzelnen stark abgeschwächt.

Unter Familienperspektive lassen sich zwei Hauptperioden aufzeigen, in denen der Mensch in entscheidender Weise in seinem Verhältnis zur Religiosität der christlichen Gemeinde geprägt wird: als Kind in der Herkunftsfamilie und als El-

23 Kirchenamt der EKD (Hrsg.), Kirche, Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten, Kirchenbindung, Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2003, S. 7.

ternteil in der eigenen Familie. Beide Phasen sind durch eine besondere Offenheit und die Bereitschaft zur Veränderung geprägt. In Westdeutschland ist für beide Phasen in der überwiegenden Zahl der Familien mit Kontakten zur Kirche vor allem über die Kasualien zu rechnen. In Ostdeutschland dagegen sind die Berührungsfelder zwischen Kirche und Familie wesentlich kleiner, weil Kirchlichkeit nur noch für eine Minderheit dazugehört und auch kein gesellschaftlicher Anreiz (im Sinne einer Mehrheitsorientierung) besteht, die eigene Biografie und das kirchliche Ritenangebot miteinander zu verbinden. Berührungspunkte zwischen Familie und Gemeinde gibt es dann nur noch – wenn überhaupt – sehr selten. Zu nennen sind hier kirchliche Kindergärten, Einschulungsgottesdienste sowie sozialraumorientierte Angebote wie eine offene Kinder- und Jugendarbeit.

*Ich fasse zusammen:* Traditionelle Berührungspunkte sind primär rituell bestimmt und jahreszyklisch und lebensgeschichtlich orientiert (Weihnachten, Taufe, Konfirmation). Eine besondere Offenheit für religiöse Fragestellungen zeigt sich im Kindesalter sowie in der Erfahrung des Elternseins, also bei Eltern mit kleinen Kindern. Darüber hinaus spielen kirchliche Angebote zur Kinderbetreuung eine Rolle.

## 4

### Wie sollte eine christliche Eltern- und Familienarbeit profiliert werden?

Der Familie kommt eine große Bedeutung bei der religiösen Entwicklung zu. Einerseits gilt sie als unwillkürliches Deutungsmuster. Das gilt auch in Glaubensfragen, wenn beispielsweise in der Anrede Gottes als „Vater“ Erinnerungen und Erlebnisse aus der eigenen Familiengeschichte auftauchen. Andererseits erhält ein Mensch hier die früheste und nachhaltigste Prägung seiner Persönlichkeit. Auch das trifft ebenso auf die Religiosität zu. So belegen beispielsweise Kirchenbesucherzählungen, dass die in Kindheit und Jugend ausgeprägten Beteiligungsmuster weitgehend stabil bleiben.

Interessant ist, dass fast alle Menschen, die im Rahmen der dritten EKD-Mitgliedschaftsumfrage interviewt wurden, auf die bewusst offen gehaltene Erzählaufforderung nach Kirche, Glaube, Christentum und Religion mit einer Erinnerung an emotional bedeutsame Erfahrungen damit in ihren Herkunftsfam-

milien antworteten. Sie klopfen gleichsam ihre Biografie ab und suchen nach Erlebnissen, die sie damit in Verbindung bringen können. Religion wird also nicht inhaltsbezogen und auch nicht abgehoben von Lebensvollzügen, sondern von der Lebensgeschichte her beschrieben. Fragen nach Kirche und Glauben, nach Christentum und Religion erlangen erst in der lebensgeschichtlichen Verankerung eine persönliche Bedeutung.

Diese Befunde sollte gemeindliche Arbeit nicht unbeachtet lassen. Notwendig ist ein Perspektivwechsel: Familie darf nicht länger nur als Leistungsträger verstanden werden, der bestimmte Voraussetzungen für weitere Lernprozesse zu gewährleisten hat. Religion hat sich als Lebenspraxis zu beweisen, die hilfreich bei der Gestaltung des Familienlebens ist.

Unter dieser Prämisse sollten fünf Punkte beachtet werden.<sup>24</sup>

## 4.1 Den Blick weiten auf die erzieherische Kompetenz

Die Eltern-Kind-Beziehung ist grundlegend für die Herausbildung und Profilierung des Gottesbegriffes. Deshalb sollte eine christliche Eltern- und Familienarbeit ihr Augenmerk von vornherein auf die Stärkung und ausgewogene Gestaltung dieser Beziehung legen. Die familiäre Herkunft bestimmt in Deutschland stark über Bildungschancen und Lebensperspektiven. Evangelische Arbeit mit Familien darf dieser Befund auch auf kirchengemeindlicher Ebene nicht gleichgültig sein.

Familiales Leben ist als eigenständiger Wert zu respektieren und zu würdigen. Vorwiegend in der Familie werden Selbstwertgefühl, eine positive Lebenseinstellung und soziales Verhalten ausgebildet, um nur einiges zu nennen. All das ist grundlegend für die Ausübung von Religion. Deshalb gehört die Stärkung der erzieherischen Kompetenz von Eltern untrennbar zu einer christlichen Eltern- und Familienarbeit. Allerdings ist sie durchaus eigenständig zu profilieren, indem sie dabei die Explizierung des christlichen Glaubens im Blick hat.

24 Vgl. Michael Domsgen, Eltern- und Familienarbeit, in: Matthias Spenn, Doris Beneke, Frieder Harz, Friedrich Schweitzer (Hrsg.), Handbuch Arbeit mit Kindern – Evangelische Perspektiven, Gütersloh 2007, S. 245–252, 249 f.

## 4.2 Die religiöse Kompetenz von Eltern und Großeltern fördern

Religiöse Erziehung ist ohne die erlebbare Gestaltung des Glaubens nicht möglich. Kinder brauchen in ihrem Nahumfeld vertraute Bezugspersonen, von denen sie Glaubenshaltungen lernen können.

Es reicht also nicht aus, nur Modelle für Kinder zu entwickeln, ohne dabei den Eltern eigens Aufmerksamkeit zu widmen. Einzubeziehen sind hier auch die Großeltern. Sie spielen für ihre Enkel eine große Rolle und begleiten sie durch die steigende Lebenserwartung immer länger auf ihrem Lebensweg.

Religiöse Erziehung ist für Eltern und Großeltern mit Herausforderungen verbunden. Sie kann verunsichern, wenn (bisher vielleicht verdrängte) Fragestellungen ans Licht kommen, auf die man keine Antwort parat hat. Gleichzeitig aber kann sie auch als zusätzliche Belastung erlebt werden, wenn nun religiöse Praktiken (wie das Gebet) aufgenommen werden sollen, die vorher keine Rolle spielten.

Gemeindliche Eltern- und Familienarbeit sollte hier Hilfestellungen zur Explizierung des eigenen Glaubens bieten, wo innerfamiliäre Ressourcen aufgenommen werden und Eltern wie Großeltern Formen religiöser Erziehung finden können, die ihnen angemessen sind.

Notwendig sind dafür Kommunikationsräume, in denen es möglich ist, eigene Erfahrungen mit Kirche, Glaube und Religion zur Sprache zu bringen.

Dabei sind geschlechtsspezifische Unterschiede zu beachten. Frauen entwickeln eher eine gemeinschaftsbezogene Religiosität, während Männer hier oft Distanz wahren. Für sie sind tendenziell eher Aktionen von Bedeutung.

Doch grundsätzlich gilt: Religiöse Kompetenz in Erziehungsfragen und eigene Religiosität hängen aufs engste zusammen. Eltern und Großeltern brauchen keine Belehrung, sondern Impulse, die sie in ihrem Suchen und Fragen weiterführen, stärken und begleiten.

## 4.3 Familienunterstützende Angebote an anderen Lernorten profilieren

Für die Ausbildung von Familienreligiosität ist das Umfeld von herausragender Bedeutung. Begegnen Kinder (und Eltern) auch außerfamilial der religiösen Dimension, steigt die Wahrscheinlichkeit einer verstärkten Familienreligiosität.

Fehlen stützende außerfamiliale Impulse, steht der Explizierung des Gottesgläubens in der Familie die faktische Abwesenheit Gottes in den anderen Sozialisationsinstanzen (Kindergarten, Schule, Peergroup) gegenüber. Das zwingt zu Vermittlungsleistungen, bei denen die Glaubensentwicklung oft behindert wird.

Die große Mehrzahl der Familien ist auf die außerfamiliale Explizierung von Religion in besonderer Weise angewiesen. Deshalb reicht es nicht, wenn gemeindliche Eltern- und Familienarbeit nur den eigenen Lernort im Blick hat. Hier ist die Perspektive zu ändern. Es sollte gesucht werden, wo an den anderen Lernorten (wie Kindergarten, Schule, Peergroup) eigene Angebote eingebracht werden können, die Familien in ihrer impliziten und expliziten religiösen Erziehung stützen.<sup>25</sup>

Dabei kommt dem Kindergarten eine besondere Bedeutung zu, da Eltern diesem Lernort in der Regel eine besondere Aufmerksamkeit schenken, weil ihr Kind hier zum ersten Mal intensiv von außerfamilialen Bezugspersonen betreut wird.<sup>26</sup> Dadurch ergibt sich eine enge Verknüpfung mit der Familie und damit eine der seltenen Gelegenheiten, mit dem Elternhaus in Kontakt zu kommen. Zukünftig wird sich der Bedarf an außerfamilialer Betreuung noch erhöhen. Hier sollten sich die Kirchen überlegen, wie sie die Eltern dabei unterstützen können.

## Die traditionellen Anknüpfungspunkte im Verhältnis von Familie und Religion gut pflegen

Familie und Religion finden in ihrer kirchlichen Ausprägung vor allem in den Gottesdiensten zum Lebenslauf zusammen. Vor allem in Westdeutschland werden diese Schnittstellen in Anspruch genommen. So werden fast alle Kinder

25 Zu beachten ist dabei, dass jeder Lernort seine Spezifik hat. Unter der Perspektive des Lernens lässt sich grob verallgemeinernd festhalten: In der Familie wird in erster Linie beziehungsorientiert gelernt, in den Medien unterhaltungsorientiert, in der Schule sequenziell-begrifflich und in der Gemeinde punktuell-rituell. Der Kindergarten bildet eine Zwischenstufe zwischen beziehungsorientiertem und erstem sequenziell-begrifflichem Lernen. Er ist einerseits eng mit der Familie verknüpft und andererseits eine der Schule zugeordnete Institution. Vgl. Michael Domsgen, Plädoyer für eine systemische Religionspädagogik, in: IJPT 11 (2007), Heft 1, S. 1–18.

26 Vgl. Michael Domsgen, Kindergarten und Gemeindeaufbau – wie passt das zusammen?, in: Pastoraltheologie 98 (2008).

evangelischer und katholischer Eltern getauft. Selbst unter den aus der Kirche ausgetretenen Müttern und Vätern besitzt dieses Ritual eine große Bedeutung. In Ostdeutschland spielt diese Form der Familienreligiosität nur noch für eine Minderheit der Familien eine Rolle.

Die herkömmliche gemeindliche Familienarbeit stößt aber auch deshalb an ihre Grenzen, weil die klassischen Anschlussstellen so nicht mehr gegeben sind. Hinter den traditionellen Kasualien steht das Modell der permanenten Familienbeziehungen. Brüche und Scheidungen werden nicht religiös begleitet. Das jedoch schließt per se einen großen Teil der Familien – unabhängig von ihrer Einstellung zur Religion – von einer kirchlich-christlichen Begleitung ihres Lebensweges aus. Gleichzeitig herrscht vielerorts noch das Bild der „heilen“ Familie vor, weshalb die steigende Zahl der Alleinerziehenden bzw. der nicht ehelichen Lebensgemeinschaften eine neue Herausforderung darstellt. Sie markieren in aller Deutlichkeit, dass die althergebrachten Überschneidungen zwischen Familie und Religion nicht mehr vorhanden sind.

Für West und Ost stellt sich die grundsätzliche Aufgabe, die traditionellen Anknüpfungspunkte im Verhältnis von Familie und Religion sorgfältig zu pflegen. Dort kann die lebensfördernde Perspektive von Religion besonders deutlich zum Tragen kommen. Diese Aufgabe schließt die Bereitschaft ein, die Zentrierung auf die Gemeindegarbeit zu überdenken und familienorientiert zu arbeiten. Dabei zeigt die Entwicklung in Ostdeutschland, wie schwer es ist, einmal verlorengegangene Berührungspunkte zwischen Familie und Kirche neu zu knüpfen.

## 4.5 Nach neuen Anknüpfungspunkten suchen

Vor allem in Ostdeutschland, aber auch in vielen Teilen Westdeutschlands stellt sich die große religionspädagogische Herausforderung, nach neuen Anknüpfungspunkten zur Religion zu suchen, weil die althergebrachten nicht mehr greifen. Dabei nimmt die Familie eine wichtige Rolle ein, weil sie in sich ein transzendentes Potenzial birgt. Sie ist in besonderem Maße mit Geburt und Tod, mit höchstem Glück und tiefster Freude verbunden. Gleichzeitig bietet sie in diesen Situationen Halt und die Möglichkeit zur umfassenden Kommunikation, in der der Mensch mit seiner ganzen Person gefragt ist. Auch lässt sich aufzeigen, dass sie hinsichtlich der religiösen Entwicklung nicht nur für Kinder eine große Bedeutung hat, sondern auch für deren Eltern. Gerade in der Phase der Familiengründung zeigen Menschen eine besondere Offenheit für die Beschäftigung mit religiösen Fragen.

Entscheidend ist, dass die Kirchen dabei den Betroffenen den Freiraum gewähren, ihre eigene Religiosität zu entwickeln. Die Relevanz von Religion für die Gestaltung des familialen Alltags liegt für die meisten inzwischen weit außerhalb ihres Horizontes. So ist es bereits ein enormer Schritt, wenn religiöse Fragen und Themen überhaupt wieder einer Auseinandersetzung für würdig erachtet werden. Notwendig für die kirchliche Arbeit mit Familie ist also ein Sinn für das Machbare. Zwar wissen wir als Christen von der Dimension des Unverfügbaren, also von der Kraft des Heiligen Geistes. Dies jedoch enthebt uns nicht der eigenen Initiative. Und dabei gilt als Grundregel: Glaube wird personal übertragen. Die Beziehungsebene ist von grundlegender Bedeutung.

Die Krise in der Glaubensweitergabe an die nächste Generation ist auch eine Krise der sichtbaren und spürbaren Relevanz des Evangeliums. Die oftmals lapidar formulierte Frage „Und was bringt mir das?“ ist sehr ernst zu nehmen. In diesem Sinne sind solche Initiativen wie „Mit Kindern neu anfangen!“ sehr zu begrüßen. Wahrnehmung der Taufverantwortung heißt auch, überlegen und erfahrbar machen, welche Bedeutung die Taufe und damit der christliche Glaube in den verschiedenen Lebensphasen haben können. Dabei geht es um die Vertiefung und neue Deutung menschlicher Kommunikation. Ganz schlicht formuliert: Gott und Mensch sollen zusammengebracht werden.

Vor Augen führen kann man sich das an der Deutung des aaronitischen Segens in Verbindung mit dem abendlichen Zu-Bett-Geh-Ritual.

*„Wenn die Mutter sich lächelnd über das Bett des Kindes beugt, geht für das Kind die Sonne auf. Seine Existenzgrundlage wendet sich ihm zu. Im Bereich religiöser Sprache wird dieses Bild vom aaronitischen Segen ... aufgenommen: ‚Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir, der Herr erhebe sein Angesicht auf dich.‘ Auf der frühkindlichen Erlebnisbasis können diese Worte auch vom Erwachsenen unmittelbar nachempfunden werden. Das Angesicht der Mutter geht über dem Kind auf und verkörpert ihm Geborgenheit. So verbindet sich das menschliche Gesicht mit zahllosen Erwartungshaltungen des Kindes.“<sup>27</sup>*

Interessant sind in diesem Zusammenhang Erfahrungen, die in Erfurt bei Feiern mit Christen und Nichtchristen gesammelt wurden. Dort wurde gezielt versucht, neue Anknüpfungspunkte zu suchen wie das „Nächtliche Weihnachtslob“,

27 H.-J. Fraas 1993, S. 169.

Segnungsgottesdienste zum Valentinstag sowie das monatliche Totengedenken. Auffällig ist hier, dass alle diese Punkte mit der familialen Einbindung des Einzelnen verwoben sind.<sup>28</sup>

Hier wird versucht, ein Angebot zu unterbreiten, das Menschen mit christlichen Themen, Räumen und Personen in Beziehung setzt, ohne sie dabei zu vereinnahmen. Letztlich geht es darum, den Glauben als hilfreich für die eigene Lebensführung und Persönlichkeitsentwicklung erlebbar werden zu lassen. Genau darin liegt der Schlüssel für die Profilierung solcher Angebote.

Für die religionspädagogische Theoriebildung liegt darin die Herausforderung zur Profilierung eines religionspädagogischen Gesamtkonzepts, das Klarheit schafft über die Spezifik der jeweiligen Lernorte und deren Zuordnung zueinander. Soll Religion als relevante Lebenspraxis von Bedeutung sein, müssen Verbindungen hergestellt werden, damit Menschen an unterschiedlichen Orten mit durchaus unterschiedlicher Ausrichtung von Religion hören und sich damit auseinandersetzen können.<sup>29</sup> Die große Aufgabe liegt in der verknüpfenden Sichtweise. Es gilt, eine systemische Religionspädagogik zu entwickeln.

## 5

### Familienorientierung als grundlegende Perspektive

Familienorientierung ist keine Zusatzdimension gemeindlicher Arbeit, die wir uns auch noch leisten können, wenn alles andere gut klappt. Im Gegenteil, sie ist eine grundlegende Dimension. Wenn man sich empirische Untersuchungen wie die Ergebnisse der vierten Mitgliedschaftsumfrage der EKD anschaut, stellen sich viele Herausforderungen und offene Fragen. Eines jedoch ist evident: „In

28 Vgl. Reinhard Hauke, Feiern mit Christen und Nichtchristen, in: rhs 48 (2005), Heft 1, S. 36–41.

29 Vgl. M. Domsgen, 2006, S. 293–303 sowie speziell für Ostdeutschland: Michael Domsgen/Helmut Hanisch, Den Herausforderungen begegnen: Grundzüge einer ostdeutschen Religionspädagogik, in: M. Domsgen 2005, S. 389–407. Wie Veränderungen an einem Lernort Auswirkungen auf die anderen Lernorte haben, habe ich am Beispiel der Ganztagschule zu zeigen versucht. Vgl. Michael Domsgen, Die Ganztagschule – eine Herausforderung für die Religionspädagogik, in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 57 (2005) Heft 2, S. 118–128.

der Stärkung der Familie und der religiösen Prägung des Familienlebens liegt ein wesentlicher Anknüpfungspunkt für die Verbesserung der Wirkungsmöglichkeiten der evangelischen Kirchen in Deutschland. Das zeigen die Daten mit schlagender Deutlichkeit.<sup>30</sup>

Familienorientierung heißt nicht Vergötterung der Familie. Es heißt ein Ernstnehmen der Bedeutung familialer Beziehungen für den Einzelnen. Familie ist eine überaus stark prägende Sozialisationsinstanz. Sie bildet einen unwillkürlichen Deutungsrahmen, und das nicht nur in der Kindheits- und Elternphase, sondern ein ganzes Leben lang.

30 Detlef Pollack, Kommentar: Was tun? Ein paar Vorschläge trotz unübersichtlicher Lage, in: Wolfgang Huber, Johannes Friedrich, Peter Steinacker (Hrsg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, S. 129–133, 133.